

Von Verdingkindern, Bahnfieber und Burschenschaften

Neues Buch weckt Neugier Mit der Bergbahn auf den Napf oder bei der Angebeteten kiltlen gehen: Ein neues Buch taucht ab in die Geschichte des Oberemmentals.

Livia Bieri

«Die Wurzeln des Emmentals», so umschreibt der Langnauer Hanspeter Buholzer sein neuestes Buch «Oberemmentaler Geschichte(n)». 52 Beiträge sind darin enthalten, geschrieben von vierzehn Autoren und Autorinnen. Sie erzählen von der Geschichte des Oberemmentals, zum Beispiel von den letzten Hinrichtungen, die es dort gegeben hat. Oder von der Hafner-Dynastie Hermann aus Langnau. 300 historische Abbildungen ergänzen die Texte. Wir haben drei der Themen ausgewählt:

1 Die gescheiterte Zahnradbahn

Im 19. Jahrhundert wurden im ganzen Kanton Bern eifrig neue Eisenbahnstrecken geplant. Um einen neuen Bahnstreckenbau bewilligen zu lassen, mussten Konzessionsgesuche an Stände- und Nationalrat gestellt werden. Im Juli 1891 tat dies auch der Basler Ingenieur Wilhelm Hetzel. Die Bahnstrecke sollte in Trubschachen starten, durchs Trub auf die Mettlenalp fahren und von da an mit einem Zahnstangensystem die Spitze des Napfs erklimmen.

Bergbahnen erfreuten sich zu dieser Zeit einer allgemein breiten Nachfrage. Die Lage von Trubschachen als Verbindung zwischen Luzern und Bern sei optimal für das Projekt, glaubten jedenfalls die Gesuchsteller.

Nach verschiedenen bürokratischen Schwierigkeiten wurde das Gesuch seinerzeit bewilligt. Trotzdem fährt noch heute ein Bus durch den Fankhausgraben, keine Schienen führen Richtung Napf. Woran ist das Projekt also gescheitert? Es lag tatsächlich am fehlenden Geld: Für den Bauer rund 13 Kilometer langen Strecke wurden damals 1,2 Millionen Franken budgetiert. Diese wollte letztlich niemand bezahlen.

2 Verdingt im Emmental

Es ist heute allgemein bekannt, welche Leidensgeschichten dem Verdingwesen entsprangen. Auch im Emmental war dieses «Geschäft» für einige Zeit üblich. Die Region war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in einer Zeit von grossen politi-



Das obere Emmental auf der Wandkarte des Berner Stadtarztes Thomas Schöpf von 1578. Foto: PD / Staatsarchiv Bern

schen und sozialen Veränderungen, besonders stark von Armut betroffen.

Höfe und Landflächen waren bereits verteilt. Und eine breite Bevölkerungsschicht lebte ohnehin in bescheidenen Verhältnissen. Die Industrialisierung machte die Sache nicht besser, die Einkommen von Heimarbeitern verschwanden. Dazu kam ein relativ steiles Bevölkerungswachstum. Allein in der Gemeinde Lauperswil verdoppelte sich die Einwohnerzahl zwischen den Jahren 1764 und 1850 auf mehr als 2800 Menschen. Zum Vergleich: Heute sind es sogar wieder 200 weniger.

Das Verdingen war eine der Antworten auf die Armut. Damals nannte man Personen, die

als «übergehend verarmt» betrachtet wurden, «Bedürftige». Menschen, die dauernde Unterstützung benötigten, waren «Notarme». Zu ihnen wurden insbesondere Waisenkinder und Kinder gezählt, die von ihrer Familie nicht ernährt werden konnten. Betroffen waren auch viele uneheliche Kinder.

Die Gemeinden waren zuständig für ihre verarmte Bevölkerung. Emmentaler Gemeinden hatten jedoch bald finanzielle Mühen, ihrer Pflicht nachzukommen. Jeweils nach dem Jahreswechsel fanden öffentliche «Verdinggemeinden» statt, bei denen die «Notarmen» gegen ein Kostgeld auf «Pflegetische» verteilt wurden. Die Verteilung von Kindern stand dabei schon damals

in besonderer Kritik. Sie gingen bei der Mindersteigerung jeweils an denjenigen über, der am wenigsten Kostgeld für die Aufnahme des Kindes verlangte. Augenzeugen sprachen von Sklavemärkten und Kinderhandel. Vor allem arme Bauern versuchten, möglichst viel Profit aus dem Kind zu schlagen, indem sie Kostgeld kassierten, die Kinder als Arbeitskraft einsetzten und deren ohnehin wenige Besitztümer an sich nahmen. Manchmal mussten Verdingkinder nach dem Erreichen des erwerbsfähigen Alters sogar noch ein zusätzliches Jahr gratis für die Pflegefamilie arbeiten, um deren Verpflegungskosten zurückzahlen. Schon zu dieser Zeit gab es Beobachter, die auf die Un-

menschlichkeit der Vorgänge hinwiesen. Jeremias Gotthelf prangerte die Verdingung immer wieder an und half seinen Mitmenschen, die Augen für diese Ungerechtigkeiten zu öffnen. Die Kirche griff nur manchmal ein, wenn ein Kind zu einer Pflegefamilie mit anderer Konfession sollte. Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts wurden Kinder im Emmental verdingt.

3 Der Brauch des Kiltens

Die Emmentaler Jugend ging lange Zeit einer Tradition nach, die im weiteren Sinne dem heutigen Maitanli-Stellen ähnelt – oder mehr noch dem einstigen Minnegesang: dem Kiltlen.

Kiltlen ging ein junger Mann, wenn er eine bestimmte junge

Frau im Auge hatte. Er stieg dann zu später Stunde auf ein Holzbrett oder die Laube vor der Schlafkammer des Mädchens und gab einen Kiltsspruch zum Besten. Öffnete das Mädchen daraufhin das Fenster und unterhielt sich mit dem Jungen, liess es ihn im Regelfall alsbald in ihr Zimmer. Dort versorgte die junge Frau ihren Besucher mit einem nächtlichen Imbiss, der wohl oft vor allem aus Schnaps bestand.

Gefielen sich die beiden gegenseitig, verbrachte der Junge die Nacht bei seiner Angebeteten: wünschenswerterweise mit Bekleidung, Aufzeichnungen von vielen schwangeren Bräuten zeugen jedoch von etwas anderem und begründen die kirchliche Abneigung gegen das Kiltlen.

Abgesehen von der Kirche hatte jedoch kaum jemand etwas gegen den Brauch einzuwenden. Auch angesehene Familien erlaubten es und schritten nur ein, wenn der Verehrer der Tochter ihren Ansprüchen nicht genügte.

Die «Nachtbuben», wie die Burschenschaften aus schulentlassenen, ledigen Jungen genannt wurden, hatten denn auch eine hohe soziale Kontrolle inne. Sie verteidigten junge «ehrwürdige» Frauen vor Belästigungen. Und es stand ihnen ein Vorrecht gegenüber auswärtigen Kiltlern zu.

Dieses Vorrecht konnte zu «Brunnenröglete» führen, bei der auswärtige Konkurrenten von den einheimischen Jungen in den Brunnen geworfen und aus dem Dorf geprügelt wurden. Auch Einheimische konnte dieses Schicksal treffen, wenn sie sich ungebührlich verhielten.

Die Ausschreitungen der Burschenschaften konnten schwer werden, sicherlich trug der ausgesetzte Schnaps seinen Teil dazu bei. Überhaupt hatte das Emmental in dieser Zeit vermehrt mit Alkohol und Alkoholismus zu kämpfen. Doch das steht in einem anderen Kapitel geschrieben.

Hanspeter Buholzer (Hrsg.): «Oberemmentaler Geschichte(n)». Edition Salus, Langnau, 2023. 260 Seiten, 48 Franken. ISBN 978-3-033-09841-1.